

ERICH FOLLATH

SIDDHARTAS LETZTES GEHEIMNIS

Eine Reise über die Seidenstraße
zu den Quellen des Buddhismus



DVA

Der *Achtfache Pfad* weist jedem Buddhisten die Richtung. Er besteht zunächst einmal aus der rechten Anschauung, nämlich der Erkenntnis, dass er mit den oben genannten »Wahrheiten« richtigliegt. Dann aus dem rechten Entschluss – du sollst dich freihalten von Habgier und Böswilligkeit; aus der rechten Rede – du sollst Verleumdungen und aufgebrachten Tonfall vermeiden; aus dem rechten Handeln – du sollst nicht stehlen und sinnliche Ausschweifungen meiden; aus dem rechten Lebensunterhalt – du sollst keinen Beruf ausüben, bei dem andere Wesen getötet oder gequält werden; dem rechten Streben – du sollst üble Gedanken vermeiden und »heilsame« weiterentwickeln; aus der rechten Achtsamkeit – du sollst die Kontrolle über alle Abläufe des eigenen Körpers und des eigenen Geistes erringen; und zuletzt noch aus der rechten Konzentration – du sollst dich in Meditation versenken und so den Frieden der inneren Stille genießen und zu höheren Einsichten gelangen.

So weit, so gut, so schwierig. Aber Xuanzang muss feststellen, dass es in den Klöstern seiner Umgebung und mehr noch im Kreis der Laien jenseits der allgemeingültigen Grundlagen wenig Übereinstimmungen gibt. Der Buddhismus zerfällt in verschiedene Schulen, die sich in ihren Auffassungen teilweise diametral widersprechen.

Manche Mönche glauben, wahre Erleuchtung sei nur denen möglich, die das weltliche Leben ganz aufgeben und in Klöstern meditieren. Sie sehen sich als Bewahrer der ursprünglichen Lehre und behaupten, ihre Schriften seien die ältesten und damit allein gültigen, die strengstens zu befolgen seien. *Theravada* oder auch *Hinayana* (»Kleines Fahrzeug«) nennt man diese Tradition, der zufolge sich jeder ohne Hilfsmittel auf den Heilsweg begeben muss. Asketisch und elitär.

Xuanzang macht diese Lehrmeinung mal traurig, mal ärgerlich. Tagelang grübelt er, ob es wirklich stimmen kann, dass die buddhistischen Schriften nur Mönchen die Erleuchtung verheißen – ihm erscheint das ungerecht. Seiner Überzeugung nach sind andere überlieferte Texte die gültigen, obwohl sie, zugegeben, aus späteren Jahren datieren. Das *Mahayana* (»Großes Fahrzeug«), dem er nachhängt, betont das Mitgefühl und die Sorge um andere Menschen auf dem Erlösungsweg. »Groß« wird diese Strömung deshalb genannt, weil der menschliche Geist hier zwar wie beim *Hinayana* das »Fahrzeug« zur Erleuchtung ist, man aber bei der Buddhaschaft nicht nur an sich selbst denkt, sondern auch anderen dabei hilft, den ewigen Kreislauf der Wiedergeburten zu durchbrechen. Dazu dienen die Bodhisattva, die Wesen der Barmherzigkeit, die ihren Eingang ins Nirvana selbstlos verschieben und die selbstverständlich auch Laien außerhalb der Klostermauern zur Verfügung stehen.

Xuanzangs Glaubensvorstellungen sind nicht denkbar ohne aktive Tugenden, ohne

Großzügigkeit, Mitgefühl und Wohltätigkeit für andere. Aber ihn plagten Zweifel. Meint es Buddha wirklich so? Und was ist mit all diesen anderen Schriften und Doktrinen, die da in manchen Klöstern kursieren, die seiner Meinung nach gar keinen Sinn ergeben? Was mit den richtigen Yogapraktiken, den Meditationsübungen?

Der Mönch kommt nach Jahren des intensiven Studiums zu dem Ergebnis, dass sich die Widersprüche nicht auflösen lassen. Er ahnt, warum es so viele Auslegungen des Glaubens gibt: Der Buddhismus hatte einen langen und steinigen Weg, bis er es von seinen Ursprüngen im indischen Ganges-Land nach China schaffte. Händler mit ihren Kamelkarawanen brachten den neuen Glauben im ersten Jahrhundert über die schwindelnd hohen Pässe des Karakorum und Pamir auf die Seidenstraße und dort von Zentralasien ins Reich der Mitte. Dabei machte die Lehre fast zwangsweise manche Wandlungen durch. Musste sie durchstehen, um im chinesischen Herzland Fuß zu fassen – ein schwieriger Prozess.

Die Idee von der Irrealität des Seins wirkte auf chinesische Politiker wie Gelehrte morbid, unrealistisch, widersinnig. Im konfuzianisch geprägten Reich der Mitte ging es immer um die ideale Ordnung des Diesseits. Das Streben nach einer Erlösung im Jenseits, die Idee von einem Kreislauf der Wiedergeburten und der Erleuchtung im fernen Nirvana passten nicht in die praktische Gedankenwelt der Menschen am Gelben Fluss und am Jangtse. Keusches Mönchsleben und Einäscherung der Toten widersprachen den chinesischen Vorstellungen von Familie, Sittlichkeit sowie Dienst an den Ahnen zutiefst.

Erst als sich der Buddhismus im fünften und sechsten Jahrhundert chinesischen Vorstellungen anpasste, als er sich in der Begrifflichkeit der mystischen Volksreligion des Daoismus anglich, konnte er in China populär werden. Zu Xuanzangs Zeiten ist das alles schon vollzogen. Aber Xuanzang will wissen, ob bei dieser Annäherung nicht Wesentliches verloren gegangen ist. Und je mehr er sich mit den klassischen Texten beschäftigt, desto mehr treiben ihn Sorgen um: Haben die verschiedenen chinesischen Übersetzer wirklich gut genug Sanskrit gekonnt? Haben sie unabsichtlich – oder gar mit vollem Bewusstsein – die wahre Lehre verfälscht?

Er hat bei den wenigen Originaltexten, die ihm vorliegen und bei denen er die Übertragung ins Chinesische verfolgen kann, viele Ungereimtheiten und Widersprüche gefunden. Er sieht nur einen Weg, um herauszufinden, was wahr ist. Er muss selbst an die Ursprungstexte herankommen. Er muss sie in Buddhas Heimat finden und dort lesen. Und sie dann in seine chinesische Heimat mitbringen, sie selbst übersetzen, um alle Zweifel auszuräumen. Er muss zu den Quellen seiner Religion reisen.

Xuanzang weiß, dass eine solche Expedition mit höchsten Gefahren verbunden ist –

vor ihm liegen Tausende Kilometer hitzeflirrende Wüste, schneebedeckte, lawinenbedrohte Gebirgspfade, reißende, schwer zu überwindende Ströme. Und es drohen menschengemachte Gefahren: Regionen, die von Völkern bewohnt und von Regierenden beherrscht werden, die den Chinesen feindlich gesinnt sind, vor allem in den Gebieten der Osttürken; außerdem ganze Landstriche, die von marodierenden Räuberbanden kontrolliert werden. Der Kaiser hat sein Reich abgeschottet, die Armee überwacht von einer ganzen Reihe dicht gestaffelter, hintereinander liegender Wachtürme die Grenzen. So ist dafür gesorgt, dass China nicht von Feinden überrannt wird. Und dass keiner ohne Genehmigung von ganz oben das Land verlässt.

Der Mönch entschließt sich im Jahr 628, eine Petition an den Herrscher zu schicken und ihn um eine Sondererlaubnis zu bitten. Ausführlich erläutert er seinen Wunsch, die buddhistischen Schriften in Indien zu erforschen und Kopien nach Hause zu bringen, er betont den friedlichen Charakter seiner Reise.

Taizong ist da gerade erst zwei Jahre an der Macht. Er hat in dieser Zeit Erstaunliches geleistet, der Bürgerkrieg ist beendet, die Wirtschaft in Schwung gebracht; die Hauptstadt Chang'an (das heutige Xian) erblüht. Manches deutet schon auf kommende Glanzzeiten hin. Doch der Kaiser ist sich seiner Macht offensichtlich noch längst nicht sicher, er will das Reich mit gezielten Angriffen nach außen konsolidieren. Was er am wenigstens gebrauchen kann, ist Unruhe und ein unreguliertes Regiment an den Staatsgrenzen.

Und was den Glauben betrifft: Taizong interessiert sich für den Buddhismus, aber ganz geheuer ist ihm die Religion nicht. Seine Berater am Hof warnen ihn, die Lehre mit ihrer fremdländischen Herkunft und ihrer potenziell subversiven Haltung gegenüber jedem weltlichen Herrscher könnte zu einer ernst zu nehmenden Herausforderung für den Staat werden. Da hält es Taizong in seinen frühen Regierungsjahren lieber mit der daoistischen Religion, die mit ihren naturreligiösen und mystischen Elementen einen ganz anderen, eher staatstragenden Charakter besitzt. Der Kaiser lehnt Xuanzangs Ansinnen, in den Westen zu reisen, nicht nur ab, sondern bekräftigt mit einem öffentlichen Dekret noch einmal ausdrücklich sein Reiseverbot.

Der Mönch ist verzweifelt – jetzt kann er nicht einmal mehr sagen, er hätte von einem solchen Verbot nichts gewusst. Er weiß, er begeht ein Verbrechen, wenn er seine Pläne weiterverfolgt. Aber Xuanzang ist zu seinem Vorhaben entschlossen, koste es, was es wolle. Und ein Traum bestärkt ihn noch in seiner Berufung: Da sieht er als Pilger den goldglitzernden, heiligen Berg Sumeru vor sich, der Überlieferung nach Mittelpunkt des Universums. Vor ihm liegt ein See. Lotoblumen tragen ihn über das Wasser. Als er den Berg besteigen will, rutscht er immer wieder an den steilen

Gletschern aus. Auf einmal trägt ihn ein mächtiger Wirbelwind zum Gipfel, vor seinen Füßen erstreckt sich die Welt mit all ihren Ländern, bis nach Indien und sogar darüber hinaus.

Xuanzang wacht auf und fühlt sich in seinem Entschluss noch gefestigter. Das große Abenteuer kann beginnen. Muss jetzt beginnen.

Man schreibt das Jahr 629, als es losgeht. Xuanzang hat gerade seinen achtundzwanzigsten Geburtstag hinter sich, er ist ein weit über sein Kloster hinaus geschätzter buddhistischer Gelehrter und auch äußerlich eine imposante Erscheinung. Ungewöhnlich groß für seine Zeit und sein Volk, so um die eins achtzig, federnder Gang, ebene Gesichtszüge, strahlende Augen, ein heller, gleichmäßiger Teint – all das vervollständigt das Bild eines Beaus. Er trägt gern weite Gewänder aus Baumwolle, zusammengehalten von einem breiten Gürtel; als Reisegepäck bevorzugt er eine Art Tornister, den er sich auf den Rücken schnallt. Sein schwärmerischer Biograf Huili beschreibt diesen Xuanzang geradezu als Lichtgestalt: »Er ist stets freundlich, aber nie anbiedernd, achtet sehr auf die Auswahl seiner Freunde, seine Sprache ist gebildet und gewandt, die Stimme sonor und voll. Er zeichnet sich gleichermaßen durch Würde, Eleganz und Harmonie aus, so dass seine Zuhörer nicht müde werden, ihm zu lauschen ...«

Wir wissen das alles so genau, weil Xuanzang in späten Lebensjahren einem seiner Klosterbrüder für eine Biografie Rede und Antwort gestanden hat. Dieser Mönch namens Huili ist ein historischer Glücksfall: Er beschäftigt sich nicht nur mit dem Werk des Meisters und dessen Vermächtnis, sondern entlockt ihm auch persönliche Eindrücke über seine Pilgerfahrt, gelegentlich sogar Emotionen. Dann ist da noch Xuanzangs eigener, akribisch genauer politisch-geografischer Bericht über seine siebzehnjährige Reise zu den Quellen des Buddhismus. Die beiden Werke – in englischen Übersetzungen erhältlich – ergänzen sich wunderbar (wenngleich man beim sehr von Verehrung geprägten Text Huilis gelegentlich den Eindruck hat, dass die »Wunderkräfte« des Freundes überstrapaziert werden). Aber alles in allem: zwei Bücher, die ziemlich präzise Auskunft darüber geben, was da vor etwa 1400 Jahren passiert ist.

Xuanzang ist trotz des kaiserlichen Dekrets entschlossen, sein Gelübde zu erfüllen. Er erreicht die Hochtäler und Schluchten der Provinz Gansu, die damals das westliche Ende des Reiches bildeten. Liangzhou, das heutige Wuwei, ist die letzte bedeutende Stadt vor der Grenze. Jenseits der Wachtürme beginnt die unwirtliche Steppe von

Alashan und dann bald auch die noch schwerer zu durchdringende Wüste Gobi. Der Pilger hält sich einen Monat in der Grenzstadt auf, sammelt Informationen und legt sich Vorräte an. Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, hält er buddhistische Vorträge für Mönche wie Kaufleute. Bald spricht sich herum, dass da ein brillanter Religionsgelehrter unterwegs ist – und wohl beabsichtigt, weiter Richtung Westen zu ziehen. Der Bürgermeister der Stadt lädt Xuanzang vor, drängt ihn, den kaiserlichen Erlass auf jeden Fall zu respektieren und in die Hauptstadt des Tang-Reichs zurückzukehren.

Der Mönch denkt nicht daran, sich von seinem Weg abbringen zu lassen. Doch er weiß jetzt, dass er sehr vorsichtig sein muss. Er beendet seine Predigten, bewegt sich nur noch nachts durch die Straßen Liangzhous. Zwei junge Mönche führen ihn bei spärlichem Mondlicht zum letzten Rastplatz, bevor er sich Richtung Feindesland und Wüste aufmacht – »traurig und schweigend«, wie sein Biograf notiert.

Bei der Auswahl seiner Führer an der Grenze zeigt der unerfahrene Weltreisende zunächst wenig Geschick und zahlt Lehrgeld. Er lässt sich mit einem Zentralasiaten ein, der großspurig anbietet, ihn bis jenseits der Festung Jadetor zu schleusen und ihn auch an den fünf Wachtürmen vorbeizubringen. Nach einem langen Ritt, den Xuanzang zudem noch auf einem eher klapprigen Gaul bewältigen muss, breiten sie nachts, in Sichtweite des Jadetors, ihre Matten auf dem Boden aus. Der Mönch fällt in einen tiefen Erschöpfungsschlaf. Doch plötzlich schreckt er aus seinem Traum auf – sein Führer steht mit gezücktem Dolch vor ihm. Im letzten Moment und ohne Erklärung steckt er die Waffe weg; Xuanzang wagt nun nicht mehr einzuschlafen, dämmert fiebrig dem Morgen entgegen. Und betet zum buddhistischen Erleuchtungswesen Guanyin, die »Mitleidvolle« möge ihn doch vor Meuchelmördern beschützen.

Bei Tagesanbruch schleicht sich sein dubioser Begleiter weg – eine gute und schlechte Nachricht zugleich. Der Mönch hat keinen mehr, der ihm etwas antun kann, aber er ist nun ganz auf sich allein gestellt. Und vor ihm liegt die menschenfeindliche Wüste.

Er sieht keine Lebewesen in dem Meer von Sand und Geröll, nur Knochen und Gerippe. Sie zeugen von all denen, die es nicht geschafft haben, lassen Leid und Verzweiflung erahnen. Plötzlich glaubt er am Horizont glühende Kohleberge zu erkennen, schwer bewaffnete Männer reiten auf ihn zu, rätselhafterweise mit dicken Felljacken bekleidet. »Vor seinem Auge taucht das Glitzern von Lanzen auf, die Gestalten nehmen Tausende neue Formen an und lösen sich dann in Nichts auf«, schreibt sein Biograf Huili. Offensichtlich hat der vom Durst geplagte Mönch Halluzinationen, in der flirrenden Hitze geht eine schreckenerregende Fata Morgana in